

ist „ignorantia“, weil sie uns das Absolute (Gott) verschließt“ (Hoffmann). Sie ist „docta“ (wissend), weil „man um so besser die Unbegreiflichkeit Gottes erkennt, je mehr man sich ihm nähert: Das ist Sinn und Ziel der D. I.“ (Vansteenberghe).

Von einem wirklichen, adäquaten Begreifen Gottes kann also nicht die Rede sein. Diese negative Feststellung ist aber nur der Ausgangspunkt der D. I. Gott ist nicht nur „ut in se triumphat“ („wie er in sich triumphiert“) absolut transzendent — durch diese klare und nachdrückliche Betonung rückt der Kardinal ab von jeder Form des Pantheismus —, sondern auch immanent in seiner Schöpfung. Dort vermag der Forscher Spuren des Unendlichen zu finden, die ebenfalls, im abgeschwächten Sinne, unendlich sind: als Abbilder des absolut Unendlichen. Gelingt ihm dies, so bedeutet D. I. für ihn eine bestimmte Form der Gotteserkenntnis: die analogische, symbolische „im Bild und Gleichnis“. „Der Akzent liegt auf docta“ (Ritter). Die D. I. stellt sich also dar als ein „wissendes Nichtwissen“, besser wohl: „belehrtes Nichtwissen“. In ihm wird der Mensch geführt bis zu einer Berührung Gottes, die nur tastendes Erfahren ist, „wobei der Forscher in schattenhaftes Dunkel gerät“ (Cusanus). Dieser Ausdruck läßt erkennen, daß Nikolaus zum Kreise der (intelligiblen) Mystiker gehört. „Der Terminus ‚ignorantia‘ wurde ja speziell in der Mystik zu einer umfassenden Theorie ausgebildet“ (Ritter). „Die docta ignorantia des Nikolaus Cusanus“ von Dr. Joseph Lenz (Würzburg 1923) hat den mystischen Sinn durch den Untertitel hervorgehoben.

Wie Cusanus im 1. Kapitel der D. I. (Quomodo scire ignorare est) ausführlich darlegt, ist ein „präzises“ Wissen nicht bloß auf theologischem Gebiet „schwierig“. „Das Nichtwissen bleibt nicht auf seinen engsten Kreis beschränkt: es umfaßt den ganzen Umfang des Denkens“ (Ritter). „Mit Hilfe der D. I. wird für uns das Begriffene am real Seienden gesondert vom Unbegriffenen“ (Dr. Hildegund Rogner: „Die Bewegung des Erkennens und das Sein in der Philosophie des Nikolaus von Kues“, Inaugural-Dissertation; Breslau 1937). „Der Gegenstand ist ja immer mehr als das Begriffene.“

So kommt Nikolaus zum Ergebnis: „Tanto quis doctior erit, quanto se sciverit ignorantem“ (Man ist um so wissender, je mehr man weiß, daß man nicht weiß). Also eine Art Sokratismus, worauf ja auch Cusanus im 1. Kapitel hinweist. „Die Unvollkommenheit seines Wissens erkennen, seine Grenzen kennen, und die Gründe unserer Unfähigkeit erkennen, diese zu überwinden: heißt das nicht schon etwas wissen?“ (Vansteenberghe.)

Im Nachwort seiner D. I. berichtet Nikolaus, wie sich ihm auf der Seefahrt 1437/38 von Griechenland nach Venedig in der Betrachtung des Meeres — einem Symbol der Unendlichkeit — der Grundgedanke der D. I. („credo superno dono a patre luminum“) erschloß. „Nimm nun entgegen“, so wendet er sich an seinen „verehrten Lehrer“ und Freund, Kardinal Giuliano Cesarini, dem er die Schrift widmete, „was ich schon lange vergeblich zu erreichen strebte nach verschiedenen Methoden (variis doctrinarum viis), bis ich daraufkam, das Unbegreifliche unbegreiflich zu er-

fassen [also auf eine Weise, die nicht eigentliches Begreifen ist] durch Hinausgehen über unzerstörbare Wahrheiten, die der Mensch wissen kann.“ Hiermit sind — wie wir noch näher sehen werden — in erster Linie die mathematischen Wissenschaften gemeint. Nikolaus weist hin auf die „große Mühe“ (labor ingens), die ihm die Schrift bereitete, und bittet seinen hohen Gönner, nach dem Studium der Lateiner und Griechen auch die „barbaras ineptias“ eines Germanen gütigst entgegenzunehmen.

Der Inhalt der drei Bücher der D. I. ist — wie ein weiterer Aufsatz kurz darlegen wird — der erhabenste und schwierigste: „Maximitas absoluta“ (Die absolute Größtheit: Gott), „Maximitas contracta“ (Die zusammengezogene Größtheit: das Universum), die Vereinigung dieser beiden Größtheiten im Gottmenschen Jesu.

Stockhausen-Kues

DIE MACHT DER FRAU¹

Der Titel für sich mag abwegige Assoziationen wecken, anreizende oder aufreizende: Erinnerungen an Werke und Auslassungen von Männern, die als willig oder unwillig Versklavte ein Zeugnis ablegen von der Macht des andern Geschlechtes über ihre Sinne. Alle kennen das Wort jenes umdämmerten „Zarathustra“ vom Weib und der Peitsche; und manche mögen dabei denken: die schwächlichsten Menschen halten die schärfsten Hunde. Vielen klingen noch die Schmähungen eines Strindberg in den Ohren, das ohnmächtige Kettengerassel eines Weiberknechtes.

Das Buch von Oda Schneider meint nicht die dürftige Reizmacht des Weibes über den Mann. Es gilt der Frau und „dem Ternar fraulicher Urwerte: Reinheit, Hingabe und Fruchtbarkeit“. Es gilt dem Ganzwesen, das Knospe, Blüte und Frucht in sich vereint, das schon als Kind im Puppenspiel Mutter ist und noch als entfaltete Mutter Kind mit den Kindern und zugleich jungfrauenhafte Erhalterin ihrer ehelichen Reinheit.

Als Macht der Frau erscheint hier nichts anderes als das Erfüllenwollen und Erfüllenkönnen ihrer ursprünglichen und ihrer gnadenhaften Aufgabe: das Leben zu mehren und zu hüten, das natürliche und das übernatürliche — dem Tod zu wehren, dem zeitlichen und dem ewigen. Wie aber kann es geschehen, daß sie ihre Vollendung in natürlicher und übernatürlicher Mutterschaft so vollkommen zu erreichen vermag, wie es im spröden Erdenstoff nur wenigen vergönnt ist, zumeist nur den Schöpfungen begnadeter Künstler? Ihr ist zu diesem Ziele ein Überschuß an Kraft verliehen worden, ein Zuviel an Liebe, von dem fast jede Frau, gerade auch die Unbefriedigte, die „Hysterische“, Zeugnis ablegt; findet sie doch erst ihr Genüge in einer Mutterschaft über alles Leben.

Eine ihrer wesentlichen Aufgaben wird mit tiefer Einsicht aufgezeigt: das Hinführen des Kindes zum natürlichen Vater, der als solcher nur geglaubt werden kann, und das Hinführen zu dem ewigen Vater, der auch nur dem Glauben gegenwärtig ist. Durch dieses Kündenmüssen vom Vater ist die Frau wesentlich

¹ Oda Schneider, Die Macht der Frau. kl. 8^o (400 S.) Salzburg-Leipzig 1938, Otto Müller. Geb. M 5,80

religiös, mehr als der Mann. Sie ist es aber nicht nur als Mutter, sondern ihrer ganzen Fraulichkeit nach, durch das demütige Gefühl und das freie Bejahen ihrer „schlechthinnigen“ Abhängigkeit. So ragt ihre Gestalt — wie schon die ersten Teile „In der Urzeit“ und „Im Heidentum“ dartun — notwendig in die Sphäre des Religiösen: als Zauberin, als Priesterin, als Führerin in einem zeitbedingten Mutterstaat, als Sibylle. Im „Alten Bunde“ aber steigert sich ihre begnadete Macht zu einem Prophetentum, das nicht nur den Vater kündet, sondern auch den Erlöser und schließlich, aus dem Munde einer Anna, mit welch mütterlichem Entzücken: Gott, das Kind. Im „Neuen Bunde“ aber — dem Gegenstande des letzten Teiles — zeigt sich das Wesen der Frau mit ihrem Zuviel an Liebe in reichster Erfüllung, durch kindliche, bräutliche und frauliche Hinneigung zu Ihm, der sich als Gott-Kind und Gott-Sohn offenbarte und als untrennbar vom Vater im Himmel. Hier in dem Lichte der Gnade verliert die Frau ihre erdhaft-dunkle, urmütterliche Namenlosigkeit. Die Namen der großen Heiligen bekunden ein harmonisches Ineinander der weiblichen Urwerte: der knospenhaften Reinheit, der bräutlichen Hingabe, der mütterlichen, übernatürlichen Fruchtbarkeit, doch so, daß ein Ton dominiert und die andern mitschwingen: bei der christlichen Sibylle Hildegard von Bingen die Mütterlichkeit, das Ziehen allen Lebens zu Gott hin, bei Gertrud der Großen die bräutliche Hingegebenheit, bei einer Katharina von Siena die Kraft der kindlich-jungfräulichen Gottabhängigkeit.

Zu einem vollkommenen Dreiklang tönen jene gnadenhaft überhöhten Urwerte nur zusammen in der Jungfrau-Mutter, der gekrönten Himmelskönigin. Ihr freudig-demütiges Fiat erlöst von dem Fluche, der Fruchtbarkeit zu schmerzvoller Strafe machte. Ihre Macht ist es auch, die diesem ganzen Werke die Rundung einer reifen Frucht verleiht: auf dem Eingangsbild, das einem Gebetbuch des 14. Jahrhunderts entstammt, steht die Gnadenmutter unter dem Baume der Erkenntnis neben der Mittlerin zum Tode, neben Eva, als Mittlerin zum Leben, aus den Liebeskräften des gekreuzigten Sohnes. Und prophetisch steht ihre Gestalt am Ende hinter dem Kündler der Apokalypse, hinter ihrem ersten übernatürlichen Kind Johannes, hinweisend auf den wiederkehrenden göttlichen Sohn, der alle zeitlichen Möglichkeiten des Wachstums zum Lichte, des Wendens zu Gott oder zu Satan, als Weltenrichter beendet.

„Den Schwestern“ ist das Buch gewidmet. Und keineswegs wird den „Schwestern“ nur die einschläfernde Friedenschalmei geblasen, keineswegs wird nur der Aufstieg aus einer sündenverschatteten Natur zu der lichten Machtfülle in der Welt der Agape dargetan. Je größer die Höhe, desto furchtbarer gähnt die Tiefe. Gegenüber der mutterschaftswilligen Frau steht in schroffer Sonderung die nur-jungfräuliche Amazone, die widermütterliche Hetäre; gegenüber der lebenshütenden Heiligen die lebensfeindliche Hexe; gegenüber der gekrönten Gottesmutter die gekrönte Babel. All diese Widerkräfte aus einem Zuwenig an Liebe erscheinen als Versucherinnen, die nicht nur mit kunsthafter Symbolkraft gezeichnet sind, sondern vor denen auch mit leidenschaftlicher Sorge gewarnt wird, aus der Vollmacht der mütterlichen Frau heraus.

Es ist auch ein Buch für die Brüder. Es weist ihnen zugleich mit ihrer Macht die Gefahren des Mannes-tums: die Rationalisierung, die Spezialisierung und Verbeamtung, das einseitig Apollinische und darum Entwurzelnde ihres Lichtstrebens, die Eroberungssucht in den Raum, in das Nur-Sichtbare hinein. Während die Frau als Hüterin des Werdens zugleich Wärterin über die nicht mehr sichtbare Vergangenheit ist, über die sichtbare Gegenwart wie die noch nicht sichtbare Zukunft. Während sie schon von ihrer Geschlechtsart ganz nahe an die Stufen des mystischen, des gottunmittelbaren Lebens geführt wird: an den asketischen Anstieg, über dem das Wort „Reinheit“ steht, zu der bräutlichen Bereitschaft für den Einen, den Bräutigam der Seelen und zu der übernatürlichen Fruchtbarkeit hin zu Gott.

Die zeitliche, heilszeitliche Anordnung des Buches entspricht dem Wesen der Frau, dem Wesen der Ekklesia. Gestaltung wie Sprache des Buches künden zu ihrem Teil die Macht der Frau, nicht ihre Schwäche, nicht ihre Unterscheidungslosigkeit, nicht ihre Zerflossenheit. Dialektisch scharfe Fortführung und Hinauf-führung der Leitideen in einer kernhaften Sprache, die ganz ohne tote Begriffshülsen auskommen vermag. Ein kühner Geistesflug ins Metaphysische und Jenseitige, den auch kühle, „aufgeklärte“ Geister bewundernd verfolgen mögen; eine Innigkeit der Ansprache, die in das gute, in das beste Herz vorzudringen vermag. Die bejahte Abhängigkeit von einem höheren, von dem höchsten Wesen, diese entbindende Kraft für alles religiöse Leben, wirkt sich aus in der Dynamik der Perioden, in ihrem Aufschwung „zu Gott hin“, wie er aus den Sätzen des heiligen Augustinus vor uns auf-rauscht und wie er unsern Tagen liturgischen Lebens wieder vertraut geworden ist. Aber zugleich so natur-unmittelbar und gottunmittelbar von den Mysterien des zeitlichen und des ewigen Lebens auszusagen vermochte wohl nur eine Frau.

Um über dem Anerkennen die Pflicht des Kritikers, die Pflicht des Unterscheidens nicht ganz zu vernachlässigen, sei hier auf ein Buch hingewiesen, das nur einen Mann zum Urheber haben konnte: auf „Brave, new World“, den satirischen Roman des hochbegabten Aldous Huxley. Es zeigt, bis zu welchem Äußersten das männliche Streben, zu rationalisieren und zu spezialisieren, getrieben werden kann: bis zu einer Automatisierung der letzten Lebensfunktionen. In dieser „tapferen neuen Welt“ erscheinen alle fraulichen Urwerte verneint: Reinheit gilt als unsozial, Liebe ist ein rudimentäres Spiel ohne die schauererweckende Nähe von Leben und Tod, Fruchtbarkeit ist abgelöst durch mechanische Vervielfältigung. Das drohende Zerrbild einer männlichen Zeit, die sich von der Frau und ihren Werten allzu weit entfernt. Ein Inferno, in dem die zweideutige Gestalt des Dichters steht, vielleicht als ein Nachfahr Dantes, dem nur ein Vergil als Führer zum Licht fehlt, vielleicht als ein Liebhaber der lebensfeindlichen Verneinung.

Auch dieses Buch ist ein Ganzes; in seiner strahlenden Genialität gleicht es einem Goldregen mit giftigen Schoten. Indessen Oda Schneiders tiefwurzelndes und lichtfreudiges Werk einem Orangenbaum gleichen mag, dessen Saftumlauf zu gleicher Zeit Knospe, Blüte und Frucht hervortreibt.

Es ist, als wolle der Geist, als wolle die christliche

Seele gerade in diesen Tagen dartun, daß die urmütterliche, tragende Erde nicht niedergerissen werden kann, daß die Blüte — alles dieses Gebilde mit dem weiblichen Geschlechtswort — daß die Blüte und die Frucht erst den vollsten, unaussprechlichen gegenwärtigen Duft entsenden, wenn sie gepreßt werden. So wird das Buch einer Benediktinerin erscheinen (bei Otto Müller, Salzburg), das von der Kraft des Magdums aussagt. Frau Mauras theologisch-symbolische Schau geht aus von dem gewaltigsten und fruchtbarsten Geheimnis, dem der dreifaltigen Gottheit, so wie der Heilige Geist, der als rein Empfangender weiblich geartet scheint, von Gott dem Vater und Gott dem Sohn ausgeht, als unaufhaltsamer Duft. Dieses Werk ist Frucht einer erhabenen Gnosis, Frucht aus der Empfängnis einer ganz hingeebenen Seele, deren Sinne am weitesten geöffnet sind für das Höchste und Unsichtbare, für

das tönende Licht des Logos. Die Frau — sei es die Jungfrau Maria, sei es die Sünderin Magdalena — erscheint in diesen tiefebendigen Ausführungen zugeordnet den entscheidenden Phasen der Heilsgeschichte, und — in symbolischer Überhöhung — zugeordnet der Heilsgeschichte einer jeden lebendigen Seele. Das Buch der Ordensfrau, die alle Quellen der Überlieferung unbeirrbar zusammenmünden läßt zu unerschöpflichem Lebenswasser, es kann nur von dem ganz aufgenommen werden, der schon wach wurde für das Geheimnis der Auferstehung, der schon mit Magdalena in dem Gärtner den göttlichen Meister erkennt, den Erwecker des mehr als natürlichen Lebens. Es ist wie eine Fortführung des Werkes von Oda Schneider, das jeden, auch den Uerweckten, zu packen und zu leiten vermag.

Irene Behn

BESPRECHUNGEN

GROSSE MÄNNER UND FRAUEN

1. *Hermann Josef, der Mönch von Steinfeld.* Von Wilhelm Hünermann. kl. 8^o (318 S.) Bonn 1939, Buchgemeinde. Geb. M 4.50
2. *Norwegische Heilige.* Von Sigrid Undset. 8^o (301 S. u. 8 Tafeln) Oslo 1937, Aschehoug & Co.
3. *Vincenz von Paula, der Irrenfreund von St.-Lazare.* Von Werner Leibbrand. (Sammlung „Menschen und Menschenwerk“, hrsg. von H. Steinsdorff.) 12^o (67 S.) Berlin 1938, Metten & Co.
4. *Der Heilige Hofbauer, Träger der Gegenreformation im 19. Jahrhundert.* Von Richard Ganzer. 8^o (72 S.) Hamburg 1939, Hanseatische Verlagsanstalt. Kart. M 1.80
5. *Papa Pio XI. Evocato da Giovanni Galbiati.* gr. 8^o (400 S.) Milano 1939, Editrice Ancora. L 30.—
6. *Sünder und Heilige.* Von Erzbischof Alban Goodier. Nach dem Englischen herausgegeben von Heinrich Sierp S. J. 8^o (188 S. mit 8 Bildern) München, Verlag Ars Sacra Josef Müller. Geb. M 4.20
7. *Priester des Herrn. Persönlichkeits- und Lebensbilder.* Von Otto Knapp. 8^o (259 S.) Freiburg i. Br. 1939, Herder. Geb. M 4.40
8. *P. Friedrich Plappert S. J. Ein Lebensbild.* Von Carl Haggeney S. J. 8^o (94 S.) Münster 1939, Regensbergische Verlagsbuchhandlung. Kart. M 1.70
9. *Dombau im Heiligen Geist. Geistlichen Bauleuten gewidmet von Josef Höfer.* 8^o (148 S. u. 5 Bilder) Freiburg i. Br. 1939, Herder. Kart. M 2.50, Leinen 3.30
1. In der bewegten Zeit des 12. und beginnenden 13. Jahrhunderts geht Hermann Josef, der stille Eifel-mönch, seinen Weg in mystischer Ergriffenheit. Hünermann benützt für seine Art der Erzählung die spärlichen Quellen ohne Anspruch genauer Geschichtlichkeit. So müssen auch die geheimnisvollen Erfahrungen göttlicher Nähe mehr dichterisch als theologisch gedeutet werden.

O. Pies S. J.

2. Nach einem gedrängten Überblick über die Urzeit Norwegens und den Übergang zum Christentum finden wir, wie knappe, dichterisch geformte Novellen, die Lebensbilder norwegischer Heiligengestalten: Sankt

Olav, Halvard, Eystein von Nidaros und Torfinn von Hamar, Sunniva, Magnus. Den Abschluß bildet der edle fromme Pater Karl Schilling aus unserer Zeit. Glaube und Willensrichtung des einzelnen und die Sinnesart der Volksgemeinschaft werden sichtbar; Vorurteile und geschichtliche Irrtümer überall aus dem Wege geräumt.

E. Groening.

3. Der von seiner „Romantischen Medizin“ sowie von seiner neuen „Arzt-Metaphysik“ her bekannte Philosoph und Historiker der Medizin entrollt in diesem kleinen Schriftchen, das ebenso fesselnd im Biographischen wie erfreulich im Weltanschaulichen sich liest, das erstaunliche Leben des Heiligen. Er schreibt als Arzt und sieht entsprechend vor allem die großen Leistungen Vincenz' auf dem psychiatrischen Gebiet, wobei er bei aller aufrichtigen Bewunderung doch auch die gelegentlich hervortretenden Mängel nicht verschweigt. So entsteht ein menschliches, aber keineswegs säkularisiertes Porträt des Heiligen; denn man spürt stets, wie diese warme Menschlichkeit ein Strahl ist aus einem unsichtbaren Fenster, dem Christlichen.

H. U. v. Balthasar S. J.

4. Es handelt sich um einen Vortrag auf der Gesamttagung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland an der Universität Berlin vom 1. Dezember 1938. Die Persönlichkeit selbst bietet dem Verfasser nichts Wesentliches. Der Heilige ist im Typus eines Trägers des politischen Katholizismus. Wenn er auch in Warschau viele wieder an die Moralgesetze der Kirche band, so lehnt er sich doch auf gegen die staatliche Ordnung. In Wien vernichtet er die Bestrebungen Wessenbergs und die uralten nationalkirchlichen Traditionen.

O. Pies S. J.

5. Der Verfasser, Mitarbeiter Achille Rattis an der Ambrosiana, berichtet von der Tätigkeit des zukünftigen Papstes vor seiner Erhebung und von seinen wissenschaftlichen Arbeiten.

E. Bürgi S. J.

6. Das Buch enthält mit großer Tatsachenkenntnis und tiefer Lebenserfahrung gezeichnete Skizzen von Augustinus, Margareta von Cortona, Johannes von Gott, Franz Xaver, Johannes vom Kreuz, Kamillus von Lellis, Josef von Cupertino und Benedikt Josef Labre. Die Deutung dieser Sünder und Heiligen will